

KARL OLSBERG

SCHWARZER
REGEN

THRILLER

Ⓜ aufbau

KARL OLSBERG

SCHWARZER
REGEN

THRILLER

⊕ aufbau

Über Karl Olsberg

Karl Olsberg promovierte über Anwendungen Künstlicher Intelligenz. Er war Unternehmensberater, Marketingdirektor eines TV-Senders, Geschäftsführer und erfolgreicher Gründer mehrerer Start-ups. Heute arbeitet er als Schriftsteller und Unternehmer und lebt mit seiner Familie in Hamburg.

Bislang erschienen im Aufbau Taschenbuch seine Thriller »Das System«, »Der Duft«, »Schwarzer Regen«, »Glanz« sowie »Die achte Offenbarung«.

Mehr vom und zum Autor unter: www.karlolsberg.de

Informationen zum Buch

Der größte Horror wird Realität – ein tödlicher Anschlag auf eine deutsche Großstadt. Unter den zahllosen Opfern ist auch Ben, der Sohn des Ex-Kommissars Lennard Pauly. Bei einem Überwachungsauftrag stößt der Privatdetektiv auf Informationen, die ihn an der offiziellen Aufklärung des Attentats zweifeln lassen. Während das ganze Land von einem Feuer aus Hass und Gewalt verzehrt wird, sucht er nach der Wahrheit. Ist es möglich, dass die, die jetzt vom Zorn über den Anschlag profitieren, die eigentlichen Drahtzieher sind?

Nach den großen Erfolgen von »Das System« und »Der Duft« legt Karl Olsberg mit »Schwarzer Regen« sein bisheriges Meisterstück vor.

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlag.de/newsletter>


Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!



Karl Olsberg

Schwarzer Regen

Thriller

 aufbau digital

Inhaltsübersicht

Über Karl Olsberg
Informationen zum Buch
Newsletter

Prolog

t-

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

t0

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27

Kapitel 28

Kapitel 29

Kapitel 30

Kapitel 31

Kapitel 32

Kapitel 33

Kapitel 34

Kapitel 35

Kapitel 36

Kapitel 37

Kapitel 38

Kapitel 39

Kapitel 40

Kapitel 41

t+

Kapitel 42

Kapitel 43

Kapitel 44

Kapitel 45

Kapitel 46

Kapitel 47

Kapitel 48

Kapitel 49

Kapitel 50

Kapitel 51

Kapitel 52

Kapitel 53

Kapitel 54

Kapitel 55

Kapitel 56

Kapitel 57

Kapitel 58

Kapitel 59

Kapitel 60

Kapitel 61

Kapitel 62

Kapitel 63

Kapitel 64

Kapitel 65

Kapitel 66

Kapitel 67

Kapitel 68

Kapitel 69

Kapitel 70

Kapitel 71

Kapitel 72

Kapitel 73

Kapitel 74

Kapitel 75

Kapitel 76

Epilog

Leseprobe aus: Karl Olsberg - Mirror

Weitere Informationen zur Leseprobe

Impressum

*Für meine Söhne
Konstantin, Nikolaus und Leopold.
Möge in ihrer Welt niemals
schwarzer Regen fallen.*

»Auch der Hass gegen die Niedrigkeit
verzerrt die Züge.
Auch der Zorn über das Unrecht
macht die Stimme heiser.«

Bertolt Brecht

1964 veröffentlichte der japanische Schriftsteller Masuji Ibuse einen Roman mit dem Titel »Schwarzer Regen«, in dem er die Katastrophe von Hiroshima und ihre Folgen schildert. Die deutsche Übersetzung erschien im Aufbau-Verlag. Der gleichlautende Titel dieses Buches ist eine Verbeugung vor diesem großen Werk und vor allen, die mit den Folgen der Atombombenabwürfe über Hiroshima und Nagasaki leben mussten und müssen – den Hibakusha. Ihr Leid darf niemals in Vergessenheit geraten.

Karl Olsberg

»Die größte Sorge aller Sicherheitskräfte ist, dass innerhalb des terroristischen Netzwerkes ein Anschlag mit nuklearem Material vorbereitet werden könnte. Viele Fachleute sind inzwischen überzeugt, dass es nur noch darum geht, wann ein solcher Anschlag kommt, nicht mehr, ob.«

*Bundesinnenminister Wolfgang
Schäuble,
16. September 2007,
Frankfurter Allgemeine
Sonntagszeitung*

Prolog

In der Mitte des leeren Hangars stand ein einzelner Tisch wie eine Insel des Lichts in einem Meer von Dunkelheit. Trotz der runden Brille und des pausbäckigen Gesichts wirkten die Züge des Mannes, der daran saß, im Licht der Stehlampe hart, beinahe dämonisch. »Oberst Markov, setzen Sie sich bitte!«

Markov warf einen misstrauischen Blick auf das mit einem schwarzen Tuch verhüllte, rollbare Metallgestell, das neben dem Schreibtisch stand. Sein Gegenüber liebte offenbar melodramatische Auftritte.

Er löste sich von den beiden Militärpolizisten, die ihn hierher eskortiert hatten, als sei er ein Spion, und machte zwei Schritte vor. »Was soll das?«, schnauzte er. »Was fällt Ihnen ein, mich so zu behandeln? Immerhin bin ich immer noch der Kommandant dieses Stützpunkts! Diese Respektlosigkeit wird Sie teuer zu stehen kommen!« Dass er eigentlich seit gestern im Urlaub sein wollte und seinem Enkelsohn Maxim für heute versprochen hatte, mit ihm angeln zu gehen, erwähnte er nicht.

Ein dünnes Lächeln umspielte die schmalen Lippen des Mannes. Er konnte kaum halb so alt sein wie Markov, aber er schien nicht im mindesten beeindruckt. »Setzen Sie sich!«, wiederholte er ruhig.

Markov war nervös, obwohl er keinen Grund dazu hatte. Die Föderale Agentur für Atomenergie Russlands, genannt Rosatom, überprüfte seinen Standort regelmäßig, und es hatte nie Beanstandungen gegeben. Er hatte seinen Laden im Griff. Es hatte im letzten Jahr nicht mal eine ernste Schlägerei gegeben, geschweige denn grobe Verstöße gegen die Vorschriften. Was also sollte dieses Schmierentheater?

Wahrscheinlich war der Grünschnabel da vor ihm neu in der Behörde und spielte sich bloß auf, um sich Respekt zu verschaffen. Vielleicht wollte er Markov auch erpressen. Selbst wenn alles in Ordnung war, konnte die Behörde eine Menge Scherereien machen. Möglicherweise hoffte er auf ein Schweigegeld. Aber da war er bei Markov, der Bestechlichkeit aus tiefster Seele verabscheute, an den Falschen geraten. Sollte die Rosatom ruhig die ganze Einheit auf den Kopf stellen – die Erbsenzähler aus Moskau würden nicht mal eine leere Wodkaflasche finden.

Er überlegte kurz, ob er die Anweisung ignorieren und stehen bleiben sollte, aber das hätte nur wie eine alberne Trotzreaktion gewirkt. Also setzte er sich auf den einfachen, unbequemen Holzstuhl. Er bemühte sich, entspannt zu lächeln. »Also, was wollen Sie von mir?«

»Über wie viele nukleare Gefechtsköpfe verfügt Ihre Einheit?«, fragte der Mann von der Rosatom. Er hatte es bisher nicht für nötig befunden, seinen Namen mitzuteilen.

Aber das machte nichts – Markov würde auch so herausbekommen, wie der Typ hieß, und ihm die Hölle heiß machen. Er hatte sehr gute Kontakte ins Ministerium.

»Neunzehn«, antwortete er ohne zu zögern und sparte sich den Hinweis, dass selbst die CIA und die Internationale Atomenergiebehörde IAEO diese Information besaßen.

Der Mann von der Rosatom sah auf einen Zettel, als müsse er die Zahl überprüfen. Er nickte langsam. »Und in welchem Zustand sind diese Waffen?«

Markov erlaubte sich ein Lächeln. »In einem einwandfreien Zustand. Er wird regelmäßig überprüft.«

»Wann ist der einwandfreie Zustand der Waffen zuletzt überprüft worden?«

»Heute Morgen 6:30 Uhr. Die Sicherheitskontrollen finden zweimal täglich statt.«

Der Mann nickte wieder. »Was genau wird bei diesen Sicherheitskontrollen überprüft?«

»Einsatzbereitschaft und Schutz vor unberechtigtem Zugriff«, sagte Markov wie aus der Pistole geschossen. Das war das Mantra, das er seinen Leuten permanent einbläute. Immerhin hatten sie es hier mit den gefährlichsten Waffen zu tun, die es gab. Seine Einheit verfügte über 19 Langstreckenraketen des Typs Topol-M, von denen jede eine Reichweite von mehr als 10 000 Kilometern hatte und mit einem nuklearen Gefechtskopf

ausgestattet war. Ihre Aufgabe war es, im Fall eines Nuklearangriffs eine schnelle und effektive Antwort zu garantieren und so einen Aggressor abzuschrecken – so unwahrscheinlich dieser Fall seit dem Ende des Kalten Krieges auch geworden sein mochte.

»Wie wird die Einsatzbereitschaft überprüft?«

Erleichterung machte sich in Markov breit. Er fühlte sich ein wenig wie in einer Prüfung auf der Militäarakademie. Offenbar wollte die Rosatom nur wissen, ob er es mit den Sicherheitskontrollen auch wirklich genau nahm. Sie befragten ihn und sein Personal unabhängig voneinander, um sicherzugehen, dass einheitliche Standards herrschten. Das ganze Theater mit dem abgedunkelten Hangar diente nur dazu, seine Leute zu beeindrucken.

»Die Waffen sind an ein elektronisches Kontrollsystem angeschlossen. Der Zustand der Zündelektronik wird automatisch überprüft.« Er erlaubte sich ein Lächeln, kaum weniger dünn als das des Moskauer vorhin. »Immerhin können wir ja nicht ausprobieren, ob die Sprengköpfe noch explodieren, oder?«

»Und das Plutonium?«

Markov blinzelte kurz. Worauf wollte der Mann hinaus? »Was soll damit sein? Erwarten Sie von mir, dass ich überprüfe, ob es noch radioaktiv ist? Das Zeug hat eine Halbwertszeit von vierundzwanzigtausend Jahren!«

Anstatt eine Antwort zu geben, stand der Mann auf und zog das schwarze Tuch von dem Gestell neben dem Schreibtisch. Darunter kam ein Metallgerüst auf Rollen zum Vorschein, in das eine komplizierte, konisch zulaufende Apparatur eingehängt war. Markov erkannte sofort die Zündelektronik, deren Schutzabdeckung entfernt worden war, und die Drähte, die zu den Sprengzündern führten. Im Einsatzfall brachten sie konventionellen Sprengstoff am Rand einer kugelförmigen Hülle zur Explosion, der den äußeren Plutoniummantel implodieren lassen und das hochangereicherte Material im Sprengkopf bis weit über die kritische Masse hinaus verdichten würde. Eine nukleare Kettenreaktion mit einer Sprengkraft von 550 000 Tonnen TNT, beinahe dem Fünfzigfachen der Hiroshima-Bombe, wäre die Folge.

Markov sprang auf. »Sind Sie vollkommen wahnsinnig?«, schrie er. »Sie haben gegen mindestens fünfzehn Sicherheitsvorschriften und drei Gesetze verstoßen, indem Sie den Gefechtskopf hierher in einen ungeschützten Flugzeughangar gebracht haben! Was, wenn der Standort jetzt angegriffen wird? Was, wenn Terroristen hier eindringen und den Gefechtskopf stehlen? Und außerdem strahlt das Zeug wie ein Politiker vor der Wahl, verdammt noch mal! Ich habe keine Lust, kurz vor meiner Pensionierung noch an Leukämie zu erkranken!«

»Setzen Sie sich bitte«, sagte der Mann von der Rosatom ohne das geringste Zeichen der Beunruhigung. Entweder war er völlig naiv und blöde, oder ...

Schweißperlen traten auf Markovs Stirn, als ihm die Bedeutung der Anwesenheit der Bombe und der merkwürdigen Fragen des Mannes klar wurde. »Das ... das ist eine Attrappe, oder?«

Der Mann aus Moskau nickte nur, ohne zu lächeln.

»Und warum haben Sie die hierhergebracht?«

»Sie sind ein intelligenter Mann, Oberst. Sie kennen die Antwort längst.«

Markov schluckte. »Wie viele?«

»Drei.«

Er zuckte zusammen. Drei! »Wann?«

»Ich hatte gehofft, das von Ihnen zu erfahren.«

Markov stützte den Kopf auf die Hände. Er schwieg einen Moment. Er brachte es nicht fertig, den Mann anzusehen.

»Ich ... ich hatte keine Ahnung«, sagte er schließlich. Seine Stimme klang dünn und brüchig.

»Ich glaube Ihnen«, sagte der Fremde. Seine Stimme klang beinahe bedauernd. »Aber ich fürchte, das wird Ihnen wenig nützen.«

Markov fühlte sich, als sei sein Körper bereits vollkommen verstrahlt. Ihm war übel, und ein tonnenschweres Gewicht schien ihn in den harten Holzstuhl zu drücken. »Ich ... ich bin seit dreieinhalb

Jahren der Kommandant hier«, erklärte er, obwohl er sicher war, dass die Rosatom das genau wusste. »Vor mir war es Generalmajor Oljakov. Er leitet jetzt die Abteilung für strategische Planung im Verteidigungsministerium.«

»General Oljakov hat sich vor drei Tagen umgebracht«, sagte der Moskauer ohne spürbare Emotion. »Zumindest deuten die äußeren Umstände auf Selbstmord hin. Wir schließen ein Fremdverschulden aber nicht aus.«

»Deshalb also die unangekündigte Überprüfung«, sagte Markov.

Der Mann nickte. »Wir halten es für wahrscheinlich, dass die Gefechtsköpfe bereits vor mehr als fünf Jahren ausgetauscht wurden.«

»Trotzdem wird man mich zur Rechenschaft ziehen«, sagte Markov mehr zu sich selbst. »Ich hätte jede dieser verdammten Höllenmaschinen bei meinem Dienstantritt auseinanderbauen und hineinsehen sollen! Was haben die da rein getan, damit die Gewichtskontrolle nicht anschlägt? Blei?«

»Schwach angereichertes Uran. Selbst mit einem Geigerzähler kann man die Attrappe kaum von einem echten Sprengkopf unterscheiden.«

Also strahlte die Attrappe doch radioaktiv. Der Mann aus Moskau hatte entweder gute Nerven, oder er trug unter seinem glattgebügelten Anzug einen Bleischutz. Verdammtes Arschloch!

»Kann ich jetzt gehen?«

»Oberst Markov, Sie stehen ab sofort unter Arrest. Ihnen wird vorgeworfen, gegen die Vorschriften zur Sicherung nuklearer Waffen sowie gegen das Waffengesetz verstoßen zu haben.«

Markov sprang auf, so dass sein Stuhl polternd umfiel. Das Geräusch hallte in dem leeren Hangar lange nach.
»Aber Sie haben doch gerade gesagt, Sie glauben mir, dass ich von der Sache nichts wusste! Dass Oljakov sich umgebracht hat! Dass der Austausch der echten Gefechtsköpfe gegen diese Attrappen lange vor meiner Zeit hier geschehen ist!«

»Das ist bis jetzt meine Theorie. Aber die Untersuchung ist noch nicht abgeschlossen, und das Militärgericht wird sich am Ende ein eigenes Urteil bilden.« Der Mann aus Moskau nickte kurz den beiden Militärpolizisten zu, die die ganze Zeit unbeteiligt hinter Markov gestanden hatten.

»Nehmen Sie den Oberst in Gewahrsam!«

t-

1.

Lennard Pauly hob das Fernglas. Er war durch einen Vorhang und eine große Topfpflanze vor Blicken von außen geschützt. Von seiner Position aus konnte er den Innenhof des wie ein U geformten Wohnblocks und die Fenster des gegenüberliegenden Flügels gut überblicken.

Im achten Stock saß die alte Frau Zengeler an ihrem Küchenfenster und löste wie immer ein Kreuzworträtsel. Sie tat es mit einer verbissenen Ernsthaftigkeit, als hinge ihre Rente davon ab, dass sie auch den letzten Begriff herausbekam. Sie sah nie in ein Lexikon, rief nie jemanden an, um zu fragen. Manchmal saß sie eine Viertelstunde reglos da und starrte auf die Zeitschrift vor sich, bis sie endlich den Stift in die Hand nahm und etwas hinkritzelte. Dann löste sich ihre Anspannung für einen Augenblick, und über das runzlige Gesicht floss ein zufriedener Ausdruck, der jedoch nie länger als ein paar Sekunden anhielt.

In der Etage darunter hängte eine Frau die Wäsche für ihre siebenköpfige Familie auf den Balkon. Sie waren erst vor kurzem hergezogen, und Lennard hatte sich den neuen Namen auf dem Klingelschild noch nicht notiert. Die Frau war nicht gerade hübsch, mit plumper Figur, dunkler Haut und krausen schwarzen Haaren, die sich durch das Gummiband an ihrem Hinterkopf kaum bändigen ließen.

Doch ihre Bewegungen waren schnell und geschickt, zeugten von der Kompetenz einer Mutter, die ihr enormes Arbeitspensum nur bewältigen konnte, wenn sie äußerst effizient vorging. Sie schaffte es immer, den Haushalt in Ordnung zu bringen, bevor ihre fünf Kinder aus der Schule und ihr Mann von der Frühschicht nach Hause kamen. Danach ging sie selbst arbeiten, wohin, wusste Lennard noch nicht. Ihr Mann verbrachte den Rest des Tages meist vor dem Fernseher, während die Kinder ihre Hausaufgaben machten, draußen Fußball spielten oder sich zankten. Eine ganz normale, intakte Familie.

Ganz anders ihre Nachbarn, ein junges Paar, das sich permanent stritt. Die junge Frau hatte oft blaue Flecken an den Armen und im Gesicht. Vor geraumer Zeit hatte Lennard sie im Supermarkt angesprochen. Sie hatte sich wortlos abgewandt, aber ihm waren die Tränen in ihren Augen nicht entgangen.

Seine Augen wanderten wieder hinab zur Grünanlage mit dem kleinen Spielplatz. Eine Frau Anfang dreißig mit olivfarbener Haut und langen, lockigen schwarzen Haaren tollte mit ihrem etwa sechsjährigen Sohn herum. Fabienne Berger. Sie arbeitete halbtags als Verkäuferin in einem Blumengeschäft.

Ein warmer, nicht unangenehmer Schmerz durchdrang Lennards Brust, als er die Fröhlichkeit auf ihrem hübschen Gesicht sah, während sie mit dem Kleinen Fangen spielte.

Ihre Bewegungen waren anmutig wie die einer Tänzerin. Selbst ihre gespielte Ungeschicklichkeit, wenn sie zum Schein stolperte und der Länge nach auf den Rasen schlug, wirkte elegant. Lennard glaubte, ihr helles Lachen bis hinauf in seine Wohnung hören zu können.

Fabienne Berger tobte mit ihrem Sohn in der Sandkiste herum, als sich eine weitere junge Frau näherte. Sie hieß Nora Linden, war blond und etwas pummelig, bei weitem nicht so hübsch wie Berger. Die beiden waren eng befreundet und halfen sich oft gegenseitig bei der Beaufsichtigung ihrer Kinder. Linden hatte eine Tochter im selben Alter wie Bergers Sohn.

Berger stand auf, klopfte sich den Sand von der Jeans und ging lächelnd auf ihre Freundin zu. Doch als die beiden sich einander näherten, schien ein Schatten über ihr Gesicht zu fallen. Sie redeten miteinander. Nora Linden wirkte aufgeregt – etwas musste vorgefallen sein. Berger legte eine Hand auf die Schulter ihrer Freundin, wie um sie zu beruhigen.

Lennard griff nach dem Richtmikrofon, das neben ihm auf der Heizung lag, schaltete es ein, steckte sich die winzigen Hörer in die Ohrmuscheln und öffnete das Fenster einen Spalt weit. Es dauerte einen Moment, bis er das stabförmige Mikrofon so ausgerichtet hatte, dass er über die Hintergrundgeräusche hinweg verstehen konnte, was die beiden sagten.

»... schon gemacht. Aber da ist ... sie auch nicht.« Das war Nora Lindens Stimme. Ihre Worte wurden von kurzen Aussetzern unterbrochen, Schluchzer wahrscheinlich. »Ich hab ... wirklich schon überall ... rumgefragt.«

»Was ist mit deinem Ex?«, fragte Fabienne Berger. Selbst durch das stark verzerrende Mikrofon klang ihre Stimme weich und melodisch. Eine Sängerin und Tänzerin hätte sie sein sollen, anstatt Blumen zu verkaufen.

»Daran hab ich natürlich auch sofort gedacht. Ich habe mehrmals versucht, ihn anzurufen, aber er geht nicht ran. Ich hab ihm auf die Mailbox gesprochen, aber du kennst ihn ja. Er ist so ein unzuverlässiger Mistkerl! Er hat Yvi schon mal unangemeldet von der Schule abgeholt. Damals hab ich mir auch schreckliche Sorgen gemacht.«

»Na siehst du! Bestimmt ist sie bei ihm, und die beiden sind zu Hagenbeck gegangen oder so.«

»Aber was ist, wenn nicht?« Nora Linden brach in Tränen aus. »Wenn es ... wenn sie nun ...« Sie brachte es nicht über sich weiterzusprechen.

Fabienne Berger nahm ihre Freundin in den Arm. »Warst du schon bei der Polizei?«

Es dauerte einen Moment, bis Linden antwortete. »Ja. Sie haben gesagt, ich soll erst mal überall rumfragen.« Sie schluchzte. »Sie sagen, über neunzig Prozent ... der verschwundenen Kinder tauchen ... tauchen nach ein paar Stunden von selbst wieder auf. Vor heute Abend können sie

nichts machen, hat der Beamte gesagt. Oh, Fabienne, ich weiß einfach nicht mehr, was ich machen soll!«

Berger hob den Kopf und ließ den Blick über den Wohnblock schweifen. Für den Bruchteil einer Sekunde schien sich ihr Blick mit Lennards zu kreuzen, und obwohl er wusste, dass sie ihn hinter seinem Vorhang nicht sehen konnte, zuckte er zusammen. »Komm, wir gehen jetzt erstmal rein, und dann überlegen wir noch mal systematisch, wo sie sein könnte.«

Die beiden Frauen gingen Arm in Arm zurück ins Haus. Der kleine Junge folgte ihnen mit verunsichertem Blick. Lennard sah ihnen nach, bis sie aus seinem Blickfeld verschwunden waren. Dann legte er Fernglas und Richtmikrofon auf ihren gewohnten Platz auf der Fensterbank und ging zu dem kleinen Schreibtisch im Schlafzimmer.

Die dunklen Vorhänge waren wie immer zugezogen, das Bett unordentlich. Schmutzige Wäsche lag vor dem Schrank auf dem Boden. Er hatte ein leicht schlechtes Gewissen beim Anblick der Unordnung, obwohl es niemanden gab, der ihn dafür hätte kritisieren können. Er setzte sich an den Schreibtisch und warf einen Blick auf die über hundert Farbausdrucke, die fast die ganze Wand bedeckten: Bilder von seiner Digitalkamera in unterschiedlichen Größen. Sie waren aus verschiedenen Perspektiven aufgenommen – von oben, von der Seite, von

hinten oder von schräg unten; einige mit dem Teleobjektiv aus so großer Entfernung, dass die Bilder seltsam flach wirkten. Sie zeigten Menschen beim Herausbringen des Mülls, beim Gassi gehen mit dem Hund oder schwer beladen mit Einkaufstüten. Manche Bilder waren durch geöffnete Wohnungsfenster hindurch aufgenommen worden und zeigten die Bewohner beim Kochen, beim Bügeln, beim Staubsaugen oder vor dem Fernseher. Keiner der Fotografierten lächelte in die Kamera.

Da war die alte Zengeler beim Kreuzworträtsellösen, den Bleistift in den Mundwinkel gedrückt, die Augenbrauen in Konzentration herabgezogen. Dann die junge Frau mit dem unaussprechlichen Namen aus Portugal, die im Erdgeschoss wohnte und sich ihr Studium als Callgirl finanzierte. Sie trug auf dem Bild einen billigen Kunstpelz. Ihre blondierten Haare bildeten einen unnatürlichen Kontrast zu ihrer dunklen Haut.

Auf einem Foto dicht neben dem Türrahmen sah Herr Herder aus dem Fenster seiner Dachgeschosswohnung im neunten Stock. Das war alles, was er den ganzen Tag tat. Er hatte seine Frau und zwei Kinder bei einem Autounfall verloren. Er war selbst gefahren und trug die Schuld an dem Unfall, das hatte er Lennard mit tonloser Stimme erzählt, im Aufzug, eine Tüte mit leeren Flaschen für den Glascontainer in der Hand. Er erzählte es jedem; es waren die einzigen Worte, die die anderen Hausbewohner von ihm

zu hören bekamen. Seine Stimme war dabei klar und deutlich wie die eines Nachrichtensprechers, ohne jegliches Zittern, doch seine Augen waren leer wie ausgetrocknete Teiche. Warum er sich nicht schon längst umgebracht hatte, wusste Lennard nicht.

Fabienne Bergers lächelndes Gesicht war der Kontrapunkt zu Herders Verzweiflung. Es tauchte auf mindestens einem Dutzend Bildern auf. Auf einem davon stand sie neben ihrer Freundin bei einer spontanen Grillparty auf dem Rasen, in der Hand einen Plastikbecher mit Rotwein. Lennard erinnerte sich, dass es eine Menge Ärger mit der Hausverwaltung gegeben hatte, weil irgendein Betrunkener den Grill umgekippt und die Kohle einen hässlichen schwarzen Brandfleck auf dem Rasen hinterlassen hatte. Auf einem anderen, wegen der Entfernung etwas unscharfen Foto warf sie ihren Sohn, damals drei Jahre alt, in die Luft. Das musste gewesen sein, kurz nachdem ihr Mann sie verlassen hatte. Trotzdem wirkte sie auf dem Bild ausgelassen, unbeschwert. Es war eines seiner Lieblingsfotos. Es erinnerte ihn daran, dass es bei aller Trübsal glückliche Momente im Leben gab. Momente, in denen man vergaß.

Sein Blick blieb an einem schlaksigen Mann Mitte dreißig mit langem, fettigem Haar hängen. Lennard hatte ihn im Verdacht, mit Drogen zu handeln, doch er war ihm noch nicht auf die Schliche gekommen.